

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 12

Artikel: Turbinen [Fortsetzung]
Autor: Fellmann, F. M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ROMAN
VON

F. M. FELLMANN

Turbinen

6

Copyright by Prometheus-Verlag, München-Gröbenzell

Gebbo findet die Heimat

Ruth und Gebbo sind zahlende Gäste geworden und haben den Plan, den mit der Zeit zu heiß gewordenen Sommer zu verschlafen und zu verdösen. Zwischendurch machen sie kurze Beutezüge für Motive und arbeiten dies und das aus ihren Skizzenbüchern fertig. Viel wird eigentlich nicht geleistet, und Gebbo verbraucht auch sehr viel Zeit mit seiner hitzigen Korrespondenz nach Haifa, zu Doris Landolf. Ab und zu fahren sie hinüber; als die langen Ferien da sind, kommt auch Doris, und abends sind die beiden Ingenieure dabei, so daß es eine leise und gemütliche Runde wird.

Es sind so selbige Tage für den verdrehten Gebbo, und Doris läßt den Kopf hängen, wenn Romko de Warrick sie sonderbar eindringlich betrachtet. Sie hat ein bißchen ein schlechtes Gewissen und ist nicht mehr so harmlos zu Warrick, obwohl sie ihn gern mag. Seine schwere Art belastet ihr Gemüt, und lieber redet sie noch mit Sepp Sixt, der sich entsetzlich abbracket und zusehends magerer wird. Etwas Unstetes ist in ihm, der Gegensatz zu der großen Eisenruhe Warricks.

Ruth macht bekümmerte Augen und sucht lauter melancholische Motive aus ihren Mappen, um sie auszuarbeiten. Sie kennt ja Gebbos Geheimnis und ist entzückt. Nur ist es wahrscheinlich auch Warricks Geheimnis, der sie fast gar nicht mehr beachtet, seit Doris da ist.

Einmal teilt sie ihre eigene Sorge Gebbo mit, der sich an den Kopf faßt. Der ernste Warrick? Gottes willen! Der Mann wird doch keine Extravaganzen wollen?

Und jedenfalls ist die Sache ganz und gar nicht spaßhaft bei Romko. Und treiben lassen darf man es nicht.

Er spaziert mit Doris in den Abend hinein. Die Höhen glühen, und der Horizont brennt. Das alte Gestein liegt ausgenommen wie ein uralter, verwitterter Mensch.

Gebbo und Doris fahren über den See. Es ist wunderbar still. Sie klettern am anderen Ufer über Geröll und schröndige Klippen zur Höhe. Sie gehen über Purpurwege des rotverglotestenden Basalts.

Hoch überm Wasserspiegel des Tiberias ruhen sie aus. In sanften Windungen schmiegt sich der See mit seiner linden Schönheit den Ufern an. Vom Meere her ist schon der abendliche Passat aufgebrochen und streift kühlend über ihre brennenden Gesichter. Kein Laut ist zu hören. Ueber den blauen Himmel streicht der Gabelweih, der in den starren Klippen horstet. Neben Doris ruscht eine der vielen flinken Eidechsen nach Hause, und das Mädchen lacht und greift zu und hat das scheue Tierlein in der Hand, das vor Schrecken über das Abenteuer erstarrt und mit dunkelglitzernden Perlaugen den großen Geschöpfen ins Gesicht starrt.

«Es ist ein Chardon», sagt Doris. «Sehen Sie her, wenn einer medial ist, und es ist Wahrheit an den dunklen Geheimnissen des Hellschens, so muß er jetzt in die Urzeit der Entwicklung sehen können.»

Gebbo neigt sich tief über ihre offenen Hände, in denen der «Chardon» unbeweglich ruht. Doris fühlt den Haarschwall des Jungmännerkopfes und atmet den halbverwehten Ruch seines Haarwassers. Es erregt sie leise, und sie biegt den Körper zurück.

«Kleines Tier», sagt Gebbo zutraulich zu der Eidechse. «Siehst aus wie ein Vorweltdrache mit deinem Stachelpanzer. Weißt du noch von den Tagen deiner Vorfahren?»

Doris lacht.

«Sie verlangen zu viel! Ich meinte doch Menschen, die sehend sind.»

Gebbo richtet sich auf und zieht die Stirn in komische Falten. Er dreht die Augen nach oben und legt den Zeigefinger auf des Chardons Schwanzspitze. Die Eid-

echse rührt sich nicht. Sie will den Menschen wahrscheinlich ihren frühen Tod einsuggerieren.

«Richtig!» sagt Gebbo mit hohler Stimme. «Ich fühle, ich fühle Vergangenheit. Es ist dunkel, na, es wird schon heller, noch heller! Was ist das? Das sind zwei Lebewesen auf einer Felsbank. Die Sonne geht unter. Der See schläft beinahe schon. Die beiden Lebewesen tun etwas sehr Merkwürdiges... sie tun es unaufhörlich... mein Himmel, wenn das man gut geht... hach, ja...»

«Was denn? Was denn?» will Doris wissen und muß unaufhörlich lachen.

«Sagen kann man das schwer. Ich kann es höchstens zeigen... da, wieder...»

«Das ist ja blühender Unsinn!» sagt Doris, und ihr Herz ist eine Uhr, die es furchtbar eilig hat. Dabei möchte sie lieber die Sekunden festhalten; denn es liegt in der Luft, daß etwas geschehen wird, was atemraubend ist.

Es geschieht auch sofort, und ist zunächst eine großartige Gemeinheit des Hellschens Gebbo. Er kneift den Chardon in den Schwanz, und das läßt sich selbst die allgeduldigste Eideche von Palästina nicht gefallen. Der Chardon vergiftet, daß er mausetot ist und fängt an zu wackeln. Er entweckt den Schweif aus Gebbos Fingerspitzen und dann sich selber eiligst davon. Für ihn ist das Abenteuer zu Ende. Vielleicht erzählt er seiner Liebsten davon, die unterm nahen Steinspalt auf ihn wartet.

«Die Seance ist unterbrochen», sagt Gebbo empört. «Das Konzentrationsobjekt hat die Flucht ergriffen. Ich sehe, daß die Gegenwart noch besser ist als die Vergangenheit und werde lieber einen Blick in die Zukunft werfen.»

Er nimmt das Mädchen bei den Schultern und guckt sie mit aufgerissenen Augen an.

«Das ist beinahe noch merkwürdiger!» behauptet er. «Ich sehe Ihre ganze Zukunft...»

«Ach... nein...?»

«Doch, doch!» Ihre Nasenspitzen berühren sich fast. «Lauter Gebbos, immerzu Gebbo, bis ans Lebensende Gebbo.»

Sie kneift die Augen zusammen; aber es ist schon zu spät, und Gebbo ist da, sein Mund und seine Arme und seine unbändige und kraftvolle Freude, sie endlich zu haben.

Als sie wieder bei Atem sind, will Doris wissen, was er in der Vergangenheit gesehen hat, und Gebbo macht eine weite Handbewegung und sagt: «Klar — dasselbe, hunderttausend Jahre zurück und Millionen Jahre zurück, immer dasselbe. Nur die Mode wechselt. Mal ist's der Mund und mal die Nase. Gehupft oder gesprungen, es bleibt egal. Nur vorwärts muß es gehen. Ben Akiba hat doch recht, alles schon dagewesen.»

Sie sehen beide in die Richtung, in der am andern Ufer drüben das Grab des Weisen liegt, zu dem noch immer Menschen wallfahrten. Sie haben auf der Landstraße lebende Kameraden gefunden und denken beide, daß nun gemeinsamer Kampf doch schöner und besser ist als einsamer Kampf. Und sie denken auch an die kleine Araberfrau, die durch den harmlos ruhenden See hindurch in das dunkle Reich des Niemehrwiederkommens ging, als der Kamerad sie verließ. Doris faßt Gebbos Hand und sagt halblaut: «Aber verlassen darfst du mich nie.»

Gebbo sagt entschieden: «Nie!»

Und sie sucht das Bild der zerschlagenen Zeit zu erfassen: «Man hört und liest so viel, wie ihr da drüben anders geworden seid und nur noch spielt, was unsere Eltern lebten, Ehe und Liebe und so. Und wir hier sind noch andere, weißt du, gerade auf den Kolonien, noch verbundener und treuer. Man kann gar nichts anfangen ohne Treue, wenn man nah bei der Erde lebt, als Mensch

unter Tieren und Pflanzen. Und mag immerhin das andere moderner sein. Dies ist mir notwendig und Edeltum.»

Gebbo ist zufrieden. Er hat herumgetobt mit den anderen. Jetzt will er Heimat schaffen, will breitbeinig auf der Schwelle seines Hauses stehen, will durch die Aecker und Gärten gehen und Kinder haben, eine ganze Schar, geworden aus Gnadenstunden hemmungsloser Liebe.

Sie müssen endlich an die Heimfahrt denken. Hand in Hand steigen sie an den schmalen Ufersaum hinab. Im Boot liegt der müde Fährmann und schläft. Der See wiegt den Kahn auf und nieder. Violette Schleier breiten sich über die Ferne, und die hingezauberten Abendrosen verblühen am Felse.

Satt und glücklich kehren sie zurück an ihr wartendes Ufer. Gebbo will noch fleißig sein. Er will sein Haus auf eigenem Lande bauen, und Doris soll nicht mehr lange warten. So schweigen sie noch. Aber Gebbo bekommt einen strengen, fatalen Blick von Warrick, der ihn mit Doris kommen sieht und für einen liederlichen Jungen hält, der mit allen Mädchen anbindet.

Was soll man dazu sagen? Gebbo klopfert Ruth jovial auf die Schulter und widmet sich Doris. Jetzt wird Warrick erst recht verwirrt. Will der Mensch etwa Bigamie? Die arme Ruth! Und es wird ihm schmerzlich klar, wie sehr er den Kontakt verloren hat auf seinen einsamen Stationen der Arbeit, erst in Persien drüben, jetzt hier.

Am selben Abend noch erfährt Ruth die geheimnisvolle Geschichte vom Chardon und Gebbos Hellschunststück. Sie lacht sehr froh und nimmt Doris bewegt in die Arme. Und Gebbo kriegt einen Kuß auf die Nasenspitze, was Doris durchaus ertragen kann.

Golden bei Flournoy

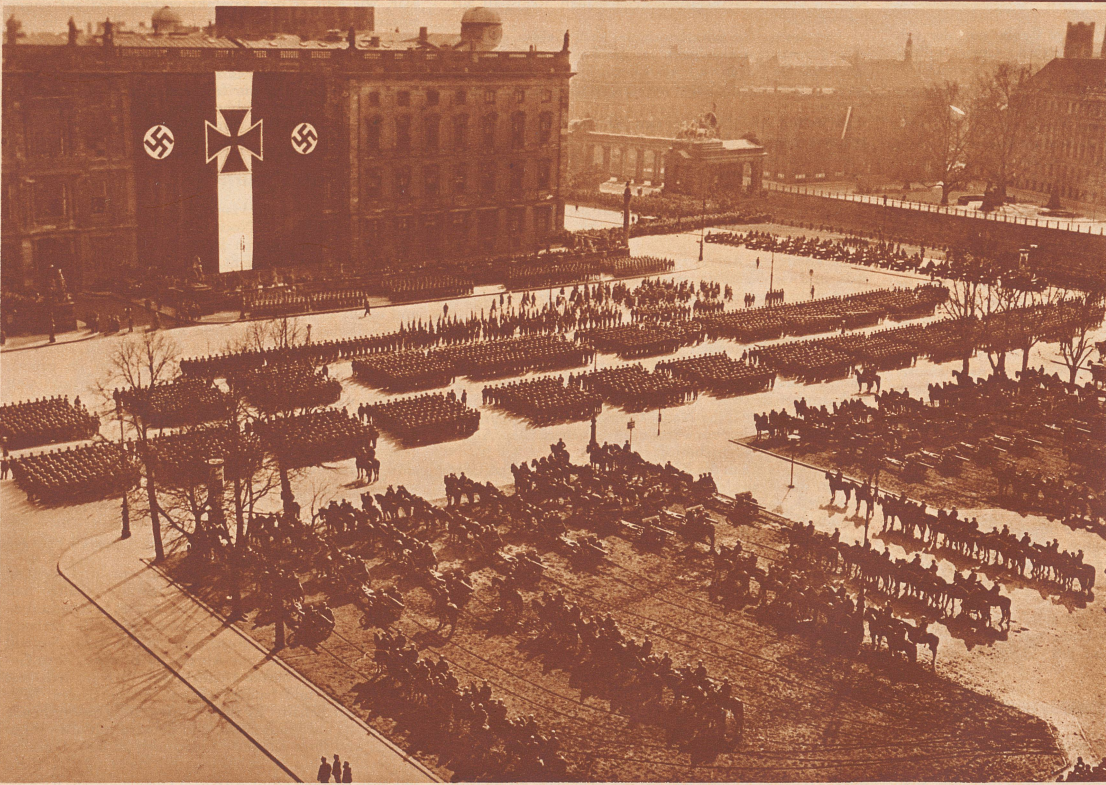
Die Atmosphäre im Hause Isenfelds wird mit jedem Tage ungemütlicher. Noch einmal war der Mann mit den grünen Handschuhen da, wie der Wali Timur-Pascha bei den Angestellten heißt, und wieder ist er gegangen, ohne daß eine Besserung zu spüren ist. Umsonst redet Warrick von der Wiedereinstellung arabischer Arbeiter und nennt es einen Akt der Klugheit. Und er denkt an die gestikulierenden Gruppen, die sich in dem kunterbunten Volksmischmasch der Arbeiter bilden, sobald das beaufsichtigende Auge wegsieht. Zu sagen im ganzen Umfange wagt er es nicht. Isenfeld ist gereizt und könnte noch mehr Sinnlosigkeiten begehen.

Der Privatsekretär, der am meisten Vertrauen genießt, muß persönlich eine Anzahl Briefe schreiben und geht mit finsterner Miene umher. Golden schleicht wie eine Katze. Aber es ist kaum ein dürriges Wort, das unbedacht fällt, zu hören.

Dann reist Isenfeld mit dem Flugzeug fort, nach London. Er wird nicht lange weg sein; aber alle atmen auf. Werden freier. Nur der Privatsekretär kapselt sich ein und bleibt unsichtbar.

Golden überlegt und sitzt über einem Brief, den sie vor zwei Wochen erhalten hat. Unwillig erhalten hat. Er ist von Flournoy, und Flournoy wartet in Konstantinopel. Sie hat abgelehnt, hinzukommen. Er verlangt es. Nur sehr mühsam entschließt sie sich dazu. Sie will alles daransetzen, ihn zur Abreise zu bringen. Ihre Gedanken flattern hinter Isenfeld her, der sie teils mit Nichtachtung und Ironie, teils mit klammerndem Willen bei sich behält. Es ist oft unverhüllt ausbrechende Feindschaft auf seiner Seite, und sie wird mit allen ihren Reizen und ihrer Klugheit zuschanden an ihm. Dann ist sie verbläßt und in unbekannt hilflosem Gefühl allein mit sich, tagelang, und wird von einer heftigen Willens-

(Fortsetzung Seite 338)



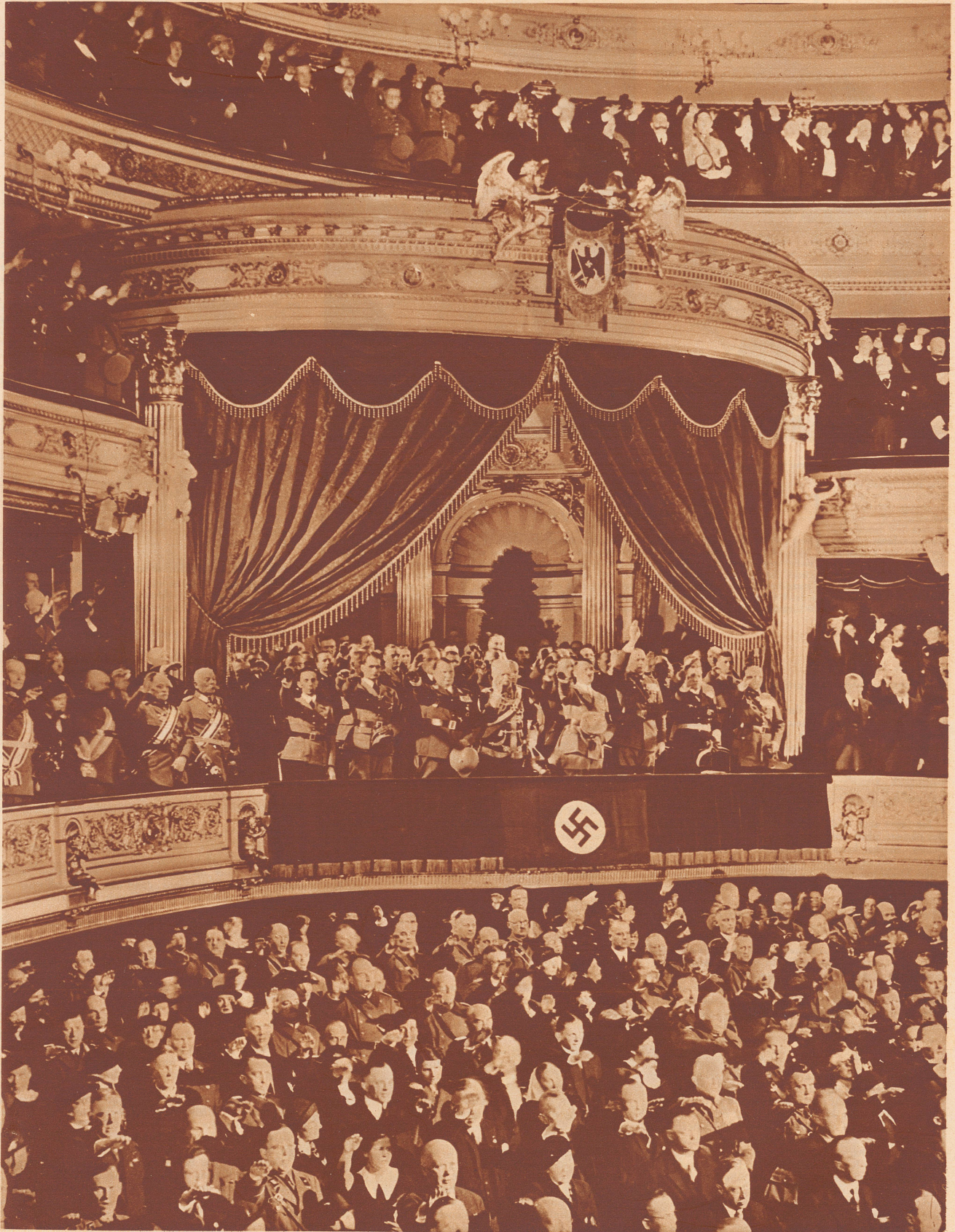
Samstag abends vor der Reichskanzlei

«Lieber Führer, Dank für
Wehr und Rüstung,
Zeig dich an der Fenster-
brüstung!»

so ruft in der Wilhelmstraße
vor der Reichskanzlei in
Berlin dieser Sprechchor in
eben geschaffenen Zufalls-
reimen am Abend des
16. März, nachdem die
Proklamation der Allge-
meinen Wehrpflicht durch die
Regierung bekannt gewor-
den war und große Men-
schenmengen vor die Reichs-
kanzlei geströmt waren, um
dem Kanzler zu huldigen.

Die Truppenparade im Berliner Lustgarten

Das war ein militärisches Schau-
spiel, wie es die Reichshauptstadt
seit Jahren nicht mehr gesehen
hatte. An der Parade nahmen teil:
rund 8000 Mann Infanterie, eine
Schwadron Kavallerie, sechs Bat-
terien Feldartillerie, zum Teil mo-
torisiert und zum Teil mit Pferde-
bespannung, zwei Maschinenge-
wehrkompanien auf Motor-
rädern, außerdem 80 Feldzeichen
der alten Armee. Die Truppen
defilierten vor Hitler und seinem
Gefolge, worunter als Ehrengäste
auch der Exkronprinz in Husaren-
uniform, sämtliche Reichsminister
und viele Generale der alten und
neuen Wehrmacht zu bemerken
waren.



Die Heldengedenkfeier in der Berliner Staatsoper

Zum Abschluß der Kundgebung wird die Nationalhymne gespielt. Alle Anwesenden haben sich erhoben. In der vordersten Reihe der Kaiserloge bemerkt man von links nach rechts: Dr. Göbbels, Minister Heß, General Göring, Generalfeldmarschall von Mackensen, Reichskanzler Hitler, General Blomberg, Admiral Raeder, General Fritsch.



Schädel der Frau von Egolzwil.

Aufnahme Prof. Schlaginhausen



Rekonstruierter Kopf der Frau von Egolzwil, ausgeführt von Rosa Koller, Wien

Aufnahme Anthropol. Inst. Wien

Die Frau von Egolzwil

Zu den interessantesten, bis jetzt auf Schweizerboden gefundenen körperlichen Resten des prähistorischen Menschen gehört das Skelet der Frau von Egolzwil. Im Jahre 1901, am Westrand des verlandeten Wauwilsersee (Kt. Luzern) aufgedeckt, dürfte es der frühesten Phase der jüngeren Steinzeit, vielleicht aber auch schon dieser unmittelbar vorangegangenen Zeit des Mesolithiums entstammen. Eine von Prof. Schlaginhausen in Zürich durchgeführte Untersuchung ergab, daß die Frau von kleinem Wuchs (142 cm) war und sich durch eine Reihe von Merkmalen auszeichnete, die an niedrigstehende Menschenrassen erinnern. Nun hat man über dem Gipsabguß des Schädels eine Rekonstruktion der Weichteile des Kopfes und des Gesichtes ausgeführt. Sie mag einen der menschlichen Typen wiedergeben, die in jenem weit zurückliegenden Abschnitt der Steinzeit in unserm Lande gelebt haben.

kraft, ihn aufzuschließen und sich gefügig zu machen, emporgeworfen.

Für Isenfeld ist sie in ihrer aufreizenden Schönheit und wachen Aufmerksamkeit der Quell, aus dessen Anblick er neue Kraft schöpft, Kraft gegen Flournoy, den Gegner seines Werkes am Jordan.

Aber das weiß Golden nicht. Niemand weiß es.

Sie sagt also dem Sekretär, der ein steileinerer Pflichtmensch ist, ein paar gleichgültige Worte und reist mit einem kleinen Handkoffer «ans Meer». Wegen der Hitze.

Sie fährt auch mit der Bahn nach Haifa und nimmt das nächste Schiff von dort, das sie nach Konstantinopel bringt. Sie hat keine große Garderobe mit, und gegen ihre Art hält sie sich ganz zurück. Sie lebt zwischen endlosen Deckpromenaden und Hinausstarren in die unirdisch blaue Luft, die mit dem Wasser am Horizont zu einer nicht mehr unterscheidbaren Linie verrinnt. Manchmal ist es, als flöge das Schiff oder müßte in Unendlichkeiten gleiten, ins All hinaus, um auf seltsamen Welten zu landen. Es ist viel Unruhe in Golden, und sie hat etwas Unentschlossenes an sich. Erst als das Schiff nach dem Gewirr zahlloser Inseln und der Dardanellendurchfahrt das Marmarameer gewinnt, macht sie sich frei von den Gedanken um Isenfeld und konzentriert sich auf Flournoy. Sie steht nun oft und schaut die Fahrtrichtung hinauf. Ihr Mund sieht eigensinnig aus, und sie geht stolz und unaufmerksam durch die forschenden und wartenden Blicke, die ihr nachfliegen.

Sie will sie nicht sehen. Sie lebt zwischen einem Isenfeld und einem Flournoy, und es ist eine schwere Not, zwischen diesen beiden Männern zu sein. Gelüste sinken ab, für Begier ist kaum Zeit.

Die Fahrt geht zu Ende. Ehe das Schiff in den Außenhafen des Goldenen Horns einläuft, hat sich Golden zu recht gemacht. Das gebräunte Gesicht schimmert matt unter brünetter Puderschicht, grellglänzend legen sich die metallischen Haarwellen um den Kopf, drängen unter dem gebogenen Rand des schattenden Hutes hervor. Die gleichmäßige Bräune, die Hals und Schultern zeichnet, scheint sich unter dem hellen Seidenkleid fortzusetzen, und wie sie an der Reeling steht, den Handkoffer neben sich und langsam die Handschuhe überstreift, erinnert sie an ein liches Bronzebild, und jeder, der es erkennt, wünscht, daß Kleider und Hut und alles Verhüllende von ihr abfallen und sie auf einem Sockel als Statue stehen möchte.

Am Galata-Quai legt das Schiff an und erledigt seine umständlichen behördlichen Verpflichtungen. Die türkischen Beamten sind liebenswürdig, und sie tun auch

ohne Badschisch ihre Pflicht. Das verdient Anerkennung. Aber Golden zieht die Augenbrauen hoch, und die Brauenflügel schwingen nun, als ob sie sofort wegfliegen will.

Flournoy ist benachrichtigt. Sie kennt seine bodenlose Rücksichtslosigkeit, die manchmal Vergeßlichkeit ist; aber sie hat es als selbstverständlich erwartet, daß er sich sofort um sie bemühen wird, wenn das Schiff festgemacht hat. Statt dessen muß sie einen Hamal nehmen und ihn selbst bezahlen.

Erst am Quai erwartet sie Flournoy. Er hat sie monatelang nicht gesehen, ist nun doch überrascht von ihrer stolzen, fast aufdringlichen Schönheit und küßt ihr rasch die Hand.

Sie sieht ihn ruhig an.

«Guten Tag, Golden, gut, daß du kommst.»

«Guten Tag, Claude.»

Das ist nur alles.

«Bist du müde? Ich möchte sofort mit dir reden.»

«Deine Zeit ist knapp!»

«Sehr. Also geht es?»

«Ich denke, es geht.»

Sie gehen zur großen Brücke. Mantel und Koffer hat er ihr abgenommen.

«Ich habe ein Motorboot gemietet. Wir werden eine Fahrt den Bosphorus hinauf machen. Den kennst du noch nicht. Schöne Landschaft. Und man kann vollkommen ungestört sprechen.»

Schöne Landschaft. Golden hat in mehrtägiger Fahrt nur Landschaften gehabt. Sie hätte lieber jetzt Ruhe. Hinstricken in einem kühlen Hotelzimmer, ein Eisgetränk und, ja, einen Menschen, vielleicht auch das. Einen freudigen Menschen.

Ich hätte ihn küssen sollen, grübelt sie kurz; aber da sind sie schon auf der großen Brücke, die das Goldene Horn in einen Innen- und einen Außenhafen zerschneidet, und Flournoy hilft ihr über die Stufen ins Boot. Es ist eine kleine Yacht, sicher sonst für mehr Personen bestimmt. Sie sind ganz allein. Unter dem Sonnenschutzdeck stehen weiße Sessel, und es gibt auch Erfrischungen, die ein türkischer Bronzeboy anbietet. Golden nimmt, ist ein wenig und trinkt. Als das Boot in Fahrt kommt und die wimmelnde Flotte des Hafens hinter sich läßt, streicht Wind über ihre heißen Wangen, und sie ist zufrieden. Flournoy hat es wieder ganz recht gemacht.

Sie beugt sich vor, ihm zu, der zurückgelehnt sitzt und zerstreut raucht.

«Es ist schön hier. Du hast es gut gemacht. Weißt du, ich bin doch sehr schlaff.»

Sie wölbt den Mund und lächelt mit den Augen.

Er nimmt die Zigarette aus den Zähnen und küßt sie flüchtig; aber auch das weckt schon einen weichen Dank in ihr. Sonderbar, diese Sehnsucht nach dem Menschen plötzlich. Sie stürzt mit zusammengefalteten Flügeln aus der stündlich wachen Schwungkraft ihres Zielfluges, der sie an den Jordan und zu Isenfeld trieb.

Und sie sagt: «Es ist nicht leicht, Claude, das kannst du glauben.»

Er glaubt es ihr.

«Um so schöner wird der Sieg sein, Kind.»

Sie zögert mit der Antwort. Sieht zu den Ufern, die mit ihren herrlichen Gärten ein belebtes und leuchtendes Panorama entfalten. Bosphorus, Uter zertiefender Märchen. Garten der schönen Frauen. Noch reißt sich Palast an Palast; aber die Serais bergen nicht mehr die schwülen und dunklen Geheimnisse der Haremächte. Noch leben die letzten Eunuchen, die letzten Haremcienerinnen zu Ende, und ihr Haar ist schon weiß geworden, noch ragen die Bauwerke verbannter Größen des alten Reiches in die blaublühende Luft; aber sie sind leer. Noch verbergen sich die Lusthäuser ehemals reicher Geschlechter in verwucherten Paradiesen, schützten Rosen betäubende Düfte und wissen um die Zeiten, als ihre samtigen Blütenblätter in Blumenbädern starben, vertrieben auf den üppigen Leibern erhegeiziger Schönen, ehe der Gebieter sie nahm und mit seiner Liebe beschenkte. Häuser der glutroten Leidenschaft, der nachdunklen Schmerzen, des Lebens und des Sterbens. Häuser der Geliebten und Verstoßenen, der Verschenkten und Verschacherten. Des Lachens und der Tränen.

«Hörst du den Bülbül klagen, die Nachtigall?» singt die türkische Mutter ab und zu noch ihrem kleinen Kinde. «Wo weint der Bülbül so bitterweh, wo jauchzt der Bülbül so herzerspringend wie hier bei uns? Er kennt das Geheimnis des Menschen, wenn die Sonne untergeht.»

Es ist eine andere Welt hier als in Syrien. Dem Westen näher. Zwischenstation.

Nach sehr langer Zeit gibt Golden Antwort.

«Der Sieg ist ungewiß.»

«Ich hoffe nicht.»

Das ist ein Befehl.

Golden hebt die Schulter.

«Ich hoffe auch nicht, aber das ist keine Sicherheit.»

Nun ist Claude unwillig, wirft nervös die Zigarette fort und springt auf. Goldens Blick folgt ihm beim Hin- und Herwandern, wie sie oftmals Isenfeld zusah. Es ist bei beiden eine kleine Gleichheit vorhanden.

Flournoy faßt sich wieder und nimmt Platz.

«Erzähle.»

«Was ist da zu erzählen? Was ich erfahren konnte, weißt du. Die Turbinen, die Arbeiterentlassungen, anscheinend eine Differenz deswegen mit dem Generalgouverneur des Distriktes.»

«Wie heißt der Mann?»

«Timur-Pascha.»

«Warum hast du dich nicht bekanntgemacht mit ihm?»

«Das ist nicht leicht.»

«Eine Frau wie du?»

«Trotzdem. Und auch ich habe Grenzen.»

«Wenn man vorwärtskommen und ans Ziel will, muß man grenzenlos sein, sich verschwenden, ausgießen, sich entäußern.»

«Soll das Vorwurf sein?»

Es klingt scharf. Goldens Gesicht wird dunkel.

«Gott, ja — Hemmungen.»

«Nein. Aber niemals werde ich mich fallen lassen. Und wenn es geschieht, dann um meinetwillen.»

«Das sagst du mir so ins Gesicht? Allerliebste, mein Kind!»

«Und du? Soll ich etwa glauben, daß du ohne Frauen auskommst?»

«Das habe ich dir nie eingeredet, denke ich. Im übrigen kannst du dich nicht beklagen. Wenn du monatelang fort bist allerdings... aber ich mache dir ja ebenfalls keine Vorschriften in diesem Falle. Im Gegenteil...»

Und er lacht spöttisch.

«Isenfeld wäre ja ein Narr!»

«Wie meinst du das?»

«Wenn er seinen Vorteil nicht wahrnehme. Du lebst doch lange genug in seiner Nähe.»

«So?» sagt Golden und preßt die Lider zusammen, daß er den wütenden Schrei nicht in ihren Augen blitzen sieht. «So? Ja, am ganzen Jordan, am ganzen See, bei allen Menschen in seinem Hause und seinem Werk werde ich für seine Geliebte gehalten. Selbst mein Bruder behandelt mich so.»

«Na, siehst du», sagt Flournoy versöhnlich. «Es ist gut, wenn man offen zueinander ist.»

Golden hat das Bedürfnis, auszuspeien. Hat das Bedürfnis, in diesem Augenblick Isenfelds Hals zu umklammern und ihn in wilder Torheit zu küssen, seinen schmalen, beherrschten Mund, die angegrauten Schläfen, die tieflegenden Augen. Und sie redet halblaut vor sich hin: «Man kann zu sonderbaren Dingen kommen...»

Das Boot zieht langsam dahin. Flournoy sieht satt und zufriedener aus. Wenn er hungrig und zornig aussähe, wäre es Beglückung, und sie muß ihm das klar machen.

«Weißt du», rätselt sie, «es ist ein Unterschied zwischen dir und Isenfeld.»

(Fortsetzung Seite 340)

«Kann ich mir denken», versetzt er gemütsruhig. «Aber Unterschiede interessieren mich wenig. Was mich einzig und allein interessiert, ist das Werk, begreife das. Alles Persönliche ist mir Nebensache, jedes Mittel ist mir recht, jedes. Ich will das Werk, nur das Werk. Noch vor der Vollendung. Was ich tun konnte, habe ich getan. Untermiirt. Er wird sich wundern. Es ist vorgearbeitet. Sein Name ist von Mißtrauen zugedeckt. Er soll sich wundern. Keinen Pfennig wird er bekommen, nicht einen Pfennig Kredit mehr. Schon der Turbinenkrach hat gewirkt. Jetzt müßte man noch den Pascha dort haben, von dem du sagtest. So lokale Schwierigkeiten sind besonders wertvoll. Am liebsten möchte ich hinfahren und das selber erledigen.»

«Nein!» fährt Golden hoch, und ihr Hirn arbeitet. Dann ist Isenfeld verloren. Er scheint diese lokalen Schwierigkeiten tatsächlich zu unterschätzen. Sie hat noch keinen rechten Einblick in die wirtschaftspolitischen Verhältnisse, hat nur lose gehört, daß der Wali auch Erbbesitzer der riesigen Landstriche vom Tiberias bis über das Tote Meer hinaus ist. Ursprünglich waren es staatlich-kaiserliche Domänen. Seit dem neuen Reich ist da viel an vermögende Hände ausgeteilt, und Timur-Pascha entstammt arabischem Blut, das schon vordem sein Herrtum dort über Gor und Seen und Bergland übte.

Sie versteht auch, daß nur Timur-Pascha vielleicht Isenfeld aus den Pranken Flournoys retten kann, und es ist sinnlos, daß sie Schmerz empfindet, weil sie Isenfeld in jeder Sekunde verrät. Sinnloses Leben. Wozu stehen die Paläste rechts und links in stundenlanger Fahrt den Bosphorus hinauf, noch die stillen, weißen Liebesnester aus willkürlicher Herrenzeit? Was will der herrliche verschwiegene Dolma Bagtschee-Serai noch mit seinen geheimen Türen und seinen vergoldeten Haremsfenstern? Wozu verstehen sich Pavillon und Lusthaus in überschwänglichem Glycerinergank und Fliedergeräusch? Die türkische Frau hat den Harem verlassen und den Tschartschaf abgelegt und geht mit enthültem Antlitz neben dem Manne zum Kampfe ums Brot.

Sinnloses Leben. Warum gönnt Claude Flournoy P. T. Isenfeld nicht das Werk am Jordan? Warum bekommt Isenfeld kein Geld und muß Arbeiter entlassen? Warum? Warum? Warum?

«Du siehst böse aus», sagte Claude wißbegierig.

«Wen bringst du in Gedanken um?»

«Die Sinnlosen und das Sinnlose!»

«Versteh ich nicht. Wenn du erklären wolltest?»

«Ich will nicht. Es ist auch zwecklos. Man zwingt es doch nicht.»

«Siehst du, Aber bleiben wir bei der Sache. Da wäre also das wichtigste Moment dieser Pascha.»

«Ich dachte schon an ihn. Ich könnte versuchen, an ihn heranzukommen.»

«Eben das meine ich, Golden! Wenn du das könntest! Wenn du das fertig bringst!»

Und er sieht so aus, als wenn er sich sofort in eine Flut von Versprechungen stürzen würde; aber Golden winkt mit losem Handgelenk ab.

«Strenge dich nicht an, mein Lieber. Ich stelle selbst meine Forderungen.»

«Forderungen!» klatscht sich Flournoy auf den Schenkel. «Wie sich das anhört! Aber meinestwegen. Fordere. Nur bringe die Arbeit zu Ende.»

«Eins verlange ich: Keine Eingriffe von deiner Seite, Claude. Ich muß frei und unbehindert handeln können.»

«Schön. Absolution in jeder Beziehung hast du.»

Er sagt das schmerzhaft gleichmütig. Es reißt an ihr. Enttäuscht sie unendlich und ist wie ein schmutziges Kleid, das sie aufgezungen bekommt und tragen soll.

Sie steht auf und reckt sich, sieht ungeduldig über den Uferstrand, an dem es einsamer wird. Die Boote sind zurückgeblieben, die sie anfangs begleiteten.

«Fahren wir noch lange, Claude? Könnten wir nicht umkehren? Ich bin doch müde.»

Er sieht auf die Armbänder.

«Ein wenig Geduld noch, Liebchen. Wir sind gleich angelangt.»

Sie sieht erstaunt auf, und er lächelt verschwiegen. Lächelt in ihre Augen mit einem zudringlichen grünen Licht im Blick, daß es heiß in ihr hochsteigt und sie sich schroff wendet. Er tritt hinter sie. Sie fühlt seinen Körper, der sich an sie lehnt. Sein Atem ist an ihrem Ohr.

«Oder ... willst du nicht mit mir allein sein, du? In Galata ging das nicht. Da hätte ich dich anderswo einquartieren müssen, wegen eventueller Beobachtung. Isenfeld ist immerhin nicht dumm. Ich habe ein Sommerhaus gemietet. Du bleibst doch eine Weile hier? Man kann auch von hier aus weit herumfahren.»

Seine Hand schiebt sich um ihre Schulter, ruht heiß und besitznehmend auf ihrer Brust. Zu ihren Füßen schäumen die Wellen blaugolden um den Bug des Schiffes. Der Motor takt rhythmisch wie ein großes, ruhiges Herz, und es ist eine süße Wollust in Golden aufgestanden. Sie sinkt schlaf und in stummer Beredsamkeit an Flournoy zurück. Sie schweigen nun. Er lächelt ein oberflächliches, sieghaftes Lächeln hinter ihr und küßt sie auf den Hals. Und ist ganz zufrieden mit ihr und sich in diesem Augenblick. Sie ist nicht ganz einfach zu behandeln in ihrem dickköpfigen Stolz; aber sie bleibt eine patente Frau und schön wie wenige. Er wartet mit selbstsicherem Herrengefühl auf eine Stunde. Zwischen durch raucht er und wirft der schweigsamen Golden

blaue Rauchscheiter über Kopf und Brust. Sie saugt mit weiten Nüstern den verwolkenden Dunst. Sein Atem ist darin. Sie trinkt alles dies nun auf und wird langsam gieriger. Sie taumelt in ihn hinein wie niemals sonst in diesem Maße und fühlt mit harter und betäubender Freude, wie er sie verschlingt und ihrem Eigensten stiehlt. Entrecht. Wie er seinen Willen in sie hineinpflanzt und seine Begierde wachsen läßt, und sie wehrt sich gar nicht. Vielleicht ist es die Landschaft hier, die so vergiftet und aus dem Ich herausinken läßt. Die Landschaft der Frauen, die jahrhundertlang entrechtet und zu Sklaventum und tierhaftem Massenlieben ohne eigenen Willen erniedrigt wurden.

Golden will keine Fragen aufwerfen und keine Antwort erhalten. Es ist nun ein Mensch bei ihr, der sie ans Herz nehmen will. Und der Abend wird emporschieben wie ein Fest.

Der Abend kommt. Rasch wie immer im Orient stürzt er sich über das Land mit herzaufreißenden Sternenfackeln, mit Sternen, die so unterirdisch und nah sind, daß man wach sein muß, um sie nicht zu versäumen.

Golden und Flournoy sind am abendlichen Ufer gelandet. Das Boot schläft am Steg, und sein Motorherz ist stumm geworden.

Golden läuft wie ein seliges Kind durch das kosige Nest. Flournoy folgt befriedigt und genießt ihre Worte, ihre Gebärden und ihre Zärtlichkeit.

Es ist eines der Sommerhäuser, die vielleicht irgendein früherer hoher Beamter für sich und die Seinen erbaut hat. Und die jetzt vermietet werden. Symbol der Krise des Uebergangs des Alten in das Neue, wie sie verhüllt und wortlos ausgetragen wird, auf Tod und Leben.

Hier ist noch die Vergangenheit. Die Wände sind mit Seide bespannt. Ruhebanke laufen um die Gevierte der Frauengemächer. Die Fenster sind vergittert, und der Badraum ist aus rosadurchblutetem Marmor. Sein Bassin liegt leer, die schmale Badrinne, die das Wasser ab- und zuleitet, ist ausgetrocknet. Ueber die Räume verstreut sind kleine, niedrige Tischchen und wohl zwei Dutzend Teppiche. Aber die Tischchen sind nicht mehr kostbar mit Elfenbein und Ebenholz oder edlen Metallen eingelegt, und die Teppiche sind billige, neue Ware. Blendwerk alles für die Westländer, die in den Kulissen der Vergangenheit fremden Rausch nachleben wollen, von dem sie niemals wissen werden.

Aber Golden ist entzückt und läßt sich hineintreiben in die Liebesnacht dieser Räume. Dünnere Zigaretten- und Parfümgeruch hängt verankert und wissend in den Winkeln. Alle Vasen sind mit Blumen gefüllt. Der Boy vom Boot bringt Leckerbissen und Tee, und Golden bereitet schmelgerisch eine Abendmahlzeit.

Der Boy ist fort. Flournoy öffnet einen Koffer und kurbelt das Grammophon an. Er geht irgendwohin und hat Wein- und Likörfaschen im Arm. Er öffnet einen niedrigen Schrank und nimmt rubinrote Gläser heraus, die er schmunzelnd füllt.

Golden lacht, und die ganze lastende Mission am Jordan fällt endlich vollkommen ab von ihr. Sie weiß kaum eine Stunde zu nennen, in der sie so erlöst froh und glücklich gewesen ist und wünscht, daß es lange so bleiben möchte, sehr lange. Auf jeden Fall will sie mit Claude hierbleiben, solange es nur angeht.

Sie trinken aus den Gläsern Wein, der wie Blut aussieht und wie Feuer in den Kopf wirbelt. Sie essen gewalttätig süße orientalische Leckereien aus ganz kleinen Schalen, und das Grammophon spielt unermüdlich Songs.

Golden geht durch schimmernde Nebel und macht eine Reise durch die Geheimnisse des Hauses. Sie möchte ausgelassen und trunken im Marmorbassin ein Bad nehmen, und Claude schlägt ein Sektbad vor. Ein Sektbad mit Millionen Silberperlen, herrlich! Golden muß unendlich lachen, und sie sitzen beide auf der Treppe, die ins Bad steigt und bedauern sich, weil sie keinen Sekt haben. Und ziehen weiter.

Golden findet in einer Truhe Kleider, komische Kleider, weite Pluderhosen aus Seide, ein kurzes, perlenbesticktes Jäckchen, das eben die Brust bedeckt, und viel Schmuck aus märchenhaft großen und falschen Edelsteinen, die wehmütig staubig aussehen. Man muß sie vielleicht mit Seife und Sand abscheuern, damit sie wieder glänzen. Es sind noch weiche, absatzlose Seidenschuhe da, knallrot, und ein Ueberwurf, der Tschartschaf, ist vermutlich in einer blinden Hast vergessen worden.

Golden paßt die Kleider an. Sie sind fast neu oder ganz neu, und in kindischer Laune wirft sie ihre Kleidung ab, Stück für Stück — und Claude muß solange umgedreht dastehen und hängt sich alles über den Arm wie ein Kleiderständer — und als er sich endlich umsehen darf, wirft er die ganze Beschercung hin und greift nach der Türkin, die mit Goldens lachendem Gesicht vor ihm steht.

Aber sie ist rascher. Sie schlüpft durch die Räume und in den Garten, wo alles in Sternschimmer und Mondglanz blüht. Sie tanzt in weichen, roten Schuhen über den sonnigen Rasen und schüttelt den Rosenbusch, daß die satten, überreifen Blütenblätter von den Kelchen taumeln.

Es ist ein stummes, heißes Jagen durch Düfte und Nachtzauber. Golden ist die gehetzte Hindin und bricht mit pochenden Pulsen durch die schlafenden Beete. Als

Claude sie fängt, springt ein heller, hoher Schrei aus einem weibhaften Erschrecken, und er trinkt sich fest an ihrem Munde und erstickt ihn ganz. Er ist gierig und berauscht, und die ganze Erde ist ein weites, schwelendes Liebesnest, in das sich Golden blühend und bebend betten läßt, und Isenfeld ist ein ferner Fremder, und Claude Flournoy seit vielen Monaten ihr Mann. Niemand weiß davon, und die Nacht am Bosphorus ist Märchen und Gnade.

Das Wort

Und wenn die Stunden schon vergehen, daß man doch ihren Glanz und Inhalt halten könnte! Ihre Fülle, ihre Verschmelzung des Herzens. Daß dies Allerengste, von aller Enge und Schwere Befreite, bleiben könnte und die farbenprunkende Melodie des Erlebens, die Harmonie ihres Gemeinsamen.

Aber die Stunden steigen und fallen wie Vögel, entfliehen und sterben, vielleicht sehr weit vom Gewesenen und seinen Menschen, sehr kraftlos, grau und verblaßt. Und auch das ist noch Segen, hinschwimmendes Verblässen.

Anders aber ist, wenn sie getötet werden, und am schwersten ist, wenn der Partner sie erschlägt, vergiftet und wegwirft, als seien sie nie gewesen und wertloser Tand.

So ist das am Morgen in Flournoys Sommerhaus am Bosphorus, als das Mädchen kommt von Stambul.

Das Mädchen ist irgendwas Namenloses, Gifthaftes. Es hat sehr schmale Hüften und ein spitzes Gesicht mit schwarzen Augen. Lange Locken ringeln sich unter einem sehr schiefen Hüthen. Die Fingernägel sind zu dunkelrot gelackt, um vornehm zu sein, und das ganze kleine Menschennichts, das vielleicht in zehn oder fünfzehn Jahren im Sumpt der Unscheinbare gewordenen untersinkt, nennt sich Jeanne und ist die Stenotypistin Flournoys, die den Vorzug hat, in seinem Hotel Tür an Tür mit ihm zu wohnen, was nicht einmal Golden hier darf.

Und jetzt ist sie hier und platzt in das Liebesidyll der Wiedervereinigen mit einem enormen Schwall von Worten: «Ach, da bist du ja endlich, Claude! Nein, so was, weißt du! Ich bin ganz ab, nein, wirklich, dieser gräßliche Mensch, dieser! Natürlich bin ich ausgerückt; aber er wird wohl doch gleich hier sein. Weil ich doch gesagt habe: Vielleicht im Sommerhaus da! Gott, bin ich gerannt!»

Claude steht breitbeinig vor ihr und sieht sie böse an. «Jetzt mal vernünftig, du kleines Gewürm. Wer, wo, was? Wieso bist du hier? Wo ich dir ausdrücklich verboten habe —?»

Sie schmettert den schiefen Hut in die Gegend und ist tief gekränkt.

«Wie du wieder bist! Wo ich mich so abgehetzt habe! Und der Kerl war ein Eckel!»

Flournoy sieht sie scharf an.

«Was für ein Kerl?»

«Weiß ich doch nicht. Eben der Kerl.»

«Erzähl schon!»

«Er kam doch gestern abend ganz spät und fragte immer nach dir. Und dann noch nach einer ... einer ... warte mal, habe ich aufgeschrieben, ja, hier. Lies mal. Golden de Warrick. Was ganz Verrücktes. Golden de Warrick! Eine Weibsperson. Er sagt aus Palästina? Was soll die bei dir? Ist ja Quatsch. Immerhin. Ich also den Dummen gemacht. Auf den Zahn gefühlt. Aber der war zäh, du. Nichts herausgegeben. Bloß den Namen. Und da habe ich mich verplappert, eben drum. Ich war zuerst eifersüchtig. Ihr Männer schwindelt alle. Und nachher tat es mir leid. Da habe ich ihn abgewimmelt und gesagt, du kämest heute zurück, und er soll dich allein fragen, ich wüßte rein gar nichts. Schlaun, nicht? Und am frühen Morgen, beinahe noch in der Nacht, ich her. Gut, daß ich Bescheid wußte mit dem Weg. Und jetzt bin ich hier. Hast du Frühstück? Ich habe alles stehen lassen. Aber ich denke, er hat es bald heraus, wo du steckst. Nun sage bloß, was das sein soll?»

Flournoy ist ganz kalt und überlegt.

«Den Namen weißt du nicht?»

«Na, da ist er doch. Golden de ...»

«Unsinn! Von dem Mann?»

«Nein.»

«Wie sah er aus?»

Gott, wie soll er schon ausgesehen haben? Durchschnitt, nicht alt und nicht jung, dunkelblond und glatt-rasiert. So eben alltäglich.

«Du bist eine Gans», sagte Flournoy durch die Zähne.

«Bleib hier.»

Er geht ins Haus, und die Gans ruft mit überkippen-der Stimme: «Ist das der Dank, du Undankbarer?»

«Jawohl!» knurrt Flournoy und schwankt zwischen Aerger und unangenehmen Befürchtungen. Bis er zu Golden kommt, die das Frühstück bereitet, sind nur noch Befürchtungen da und entladen sich ziemlich schroff: «Es tut mir leid, Golden, du mußt abreisen, sofort, und zwar allein.»

Golden setzt klirrend eine Tasse nieder und sieht ihn an. Als hätte er ihr hinterrücks einen Schlag versetzt.

Er wird verdrießlich.

«Guck nicht so, und eil dich schon. Frühstück kannst du auch auf dem Boot.»

(Fortsetzung folgt)